

Der Winter dauerte 15 Jahre länger

Ismail Kadarees neuer Roman «Konzert am Ende des Winters»

■ VON EMANUEL LA ROCHE

Am Ende des «Grossen Winters» haben wir sie in einem albanischen Frühling voller Hoffnungen, voller Skepsis zurückgelassen. 15 Jahre später kehren jetzt die Figuren aus Ismail Kadarees Roman wieder zurück, der Journalist Besnik Struga, der Schriftsteller Skënder Bermeta, die Schwestern Kraamqi und Viktor Hila, auch die «Deklassierten» um die Familie Kryekurti. In Kadarees neuem Roman «Konzert am Ende des Winters» (1988) treten sie als die Generation der 61er Blockade auf, «interessante Leute», geprägt durch ihre Erfahrungen mit dem Bruch zwischen der Sowjetunion und Albanien im Jahre 1960/61, den Kadaree in «Der grosse Winter» schilderte.

Nach dem Bruch mit den Russen jetzt der Bruch mit den Chinesen

Dieses grosse literarologische Fresko erschien 1972, wurde aber bis 1977 verboten und sollte, wie uns der Autor jüngst in seiner Abrechnung mit dem alten albanischen System («Albanischer Frühling», Matik-Verlag 1991) mitteilen, 1982 erneut verboten werden: Kadaree durfte nach 1975 mehrere Jahre lang nichts mehr publizieren. In dieser Zeit entstand der nun auf Deutsch vorliegende neue Roman «Konzert am Ende

des Winters». Er behandelt den Bruch zwischen Albanien und China, also die Jahre 1976/77. Der «Winter» war im Frühjahr 61 eben noch nicht zu Ende, wie Kadarees Protagonisten gehofft hatten; zuerst wollte noch das Konzert am Ende dieses «Winters» erdauert sein.

Eine komplizierte Geschichte, doch ist sie wichtig, um den von Joachim Rohm wieder glänzend übertragenen Roman «Konzert am Ende des Winters» im Euvre des Autors richtig einzuordnen. Denn wenn im wesentlichen auch wieder die gleichen Personen auftreten wie im «Grossen Winter», so ist er nicht bloss historische Fortsetzung. Anders als den Bruch mit den Russen 15 Jahre zuvor erleben Kadarees Albanerinnen und Albaner den Bruch mit Maos China nun als eigentliche Erlösung von einer «Pestplage», der Tod Maos war «der Abschied vom Schlechten. Der Alptraum, den die Geschichte für Albanen zum jahrausjahrein sendende beibehalten hatte, ging zu Ende.»

Gegen die Kulturverrichtung

Das China der Kulturrevolution, so sieht es Kadaree, war drauf und dran, das kleine Albanien und dessen eigenständige Kultur in eine kulturlose Wüste zu verwandeln. In einem Gespräch mit dem chinesischen Autor Go Moruo lässt der Autor den alten Mao sagen, «er würde

den Erdball, die menschlichen Geheime vom kranken Zauber der Kunst befreien». Mao, der im Roman nebst anderen chinesischen Führern wiederholt auftritt (nicht immer sehr gegliedert, diese Auftritte) tritt bewusst die Nachfolge des Zeus an, nicht jene des Prometheus, der den Menschen das Wissen bringt. «Die Macht des Reisfeldes», sinniert der Mao Kadarees, wird jegliche menschliche Kultur vernichten – und Albanien soll damit in Europa den Anfang machen.

«Konzert am Ende des Winters» will nicht zuletzt auch als Abrechnung des Autors mit dem China der Kulturrevolution gelesen sein. Eine Abrechnung, in der Kadaree die Feder bald bitterböhs satirisch führt, bald augenzwinkernd heiter, die Groteske wechselt mit der Tragik, und über allem steht der durchaus patriotische, aber nicht blinde Stolz auf einen Zwerg, der dem Riesen erfolgreich die Stirne bietet. Das wirkt zuweilen etwas hülzern, konstruiert, sogar kramphäft, doch stehen daneben grossartige Passagen: Etwa wenn Maos Zweikampf mit seinem Kronprinzen Lin Biao in eine neue Version des «Macbeth» umgedeutet wird oder wenn die Mütter mit dem «neuen Menschen» Lei Feng glossiert werden. Wenn aber der Schriftsteller Skënder Bermeta, im Roman wohl das Alter ego Kadarees, darüber nachsinnt,

warum ihm diese verfluchten Chinesen die Kraft zum Schreiben geraubt, wie sie ihn erstickt haben, dann wirkt das Buch auch ergreifend tapfer.

Eine vieldeutige Welt

Bei aller Findeutigkeit bietet «Konzert am Ende des Winters» indes auch ein hervorragendes Muster für eine vieldeutige, mit nebulösen Zeichen besetzte, für eine schattenhafte Welt: Kadaree versteht es meisterhaft, uns mit Andeutungen, Spuren, gestellten Bildern, Indizien auf verschiedene Fährten zu führen und durch ein unendlich breites Panorama zu lösen. «Im Vakuum zwischen zwei Zeiten», in der Ungewissheit zwischen den drohenden Anzeichen des Bruches und dem Bruch selbst, müssen sich nicht nur die Romanpersonen zu recht finden, hier sind auch wir als Leser gefordert. Ein unvernünftiger spannenes Leseerlebnis ist das, denn: «Zwischen zwei Zeiten sein heisst in gar keiner Zeit sein.»

Die Zeiten – leider oder zum Glück? – sind nicht eindeutiger geworden. Und die Ungewissheit dauert an, nicht bloss in Albanien.

Ismail Kadaree: «Konzert am Ende des Winters», Roman, aus dem Albanischen von Joachim Rohm, Residenz-Verlag, Salzburg 1991, 483 Seiten, 56.40 Fr.

17.2.

A



Das kleine Balkanland und sein Traum von den Chinesen

Ismail Kadare setzt sein Albanien-Panorama mit dem Roman „Konzert am Ende des Winters“ fort

Ismail Kadare: Konzert am Ende des Winters. Roman. Aus dem Albanischen von Joachim Röhm. Residenz Verlag, Salzburg. 463 Seiten. 57 DM.

Der albanische Erzähler und Romanancier Ismail Kadare (Jahrgang 1936) hat sich mit seinem in mehr als fünfundzwanzig Sprachen übersetzten Werk seit längerem auch international einen Namen erworben. Vor allem in Frankreich, wo der Autor seit Herbst 1990 lebt, kennt man nahezu alle seine Romane; doch auch dem deutschsprachigen Leser boten sich bereits mehrfach Gelegenheiten für Begegnungen mit Kadares literarischer Welt. Zu verdanken ist dies insbesondere dem Salzburger Residenz Verlag, dem Kieler Neuen Malik Verlag und dem Berliner Verlag Volk und Welt. Nun liegt als Ausgabe des Residenz Verlags auch Kadares jüngster Roman vor, dessen Übersetzung Joachim Röhm nach dem Originalmanuskript besorgt hat (in Albanien erschien das Buch 1988).

„Konzert am Ende des Winters“ reiht sich ein in jene Schaffenslinie des Autors, die gesellschaftliche Umbrüche in der jüngsten Geschichte des Landes thematisiert. Das Werk knüpft damit in spezifischer Weise an den auch vom Titel her auf Parallelen deutenden Roman „Der große Winter“ (Kiel 1987, 1989) an. Dort hatte Albanens Bruch mit der Sowjetunion im Jahre

1961 den Hintergrund für ein breites Gesellschaftspanorama geliefert. Immer wieder die Vergleichbarkeit der politischen Situationen ins Bewußtsein rufend, versetzt Kadare nunmehr den Leser zurück in die siebziger Jahre, läßt er ihn – im Wechsel zwischen Insider-, Beobachter- und Betroffenenperspektive – das krisenreiche Ende der albanisch-chinesischen Beziehungen mit- und nachzuleben.

Es spricht für Kadares episches Fabuliervermögen, wie er den komplizierten, vielschichtigen Stoff bewältigt. Über ihre privaten Verstrickungen werden individuelle, Familien- und Gruppenschicksale zum Spiegel der Geschichte; Zeitgeschehen ist damit weit mehr als bloße Kulisse, ohne sich andererseits im trockenen politischen Report zu verselbständigen. Milieu und Stimmung vielmehr prägen den Leseindruck; dabei verbindet sich betonte Alltagsnähe mit globaler „Draufsicht“, be-reichenden geopolitischen Dimensionen des Gegenstands ihre eigene, symbolträchtige Erzählebene. Das Thema vom Individuum in den Wechselfällen der Zeit erfährt somit insgesamt eine sinnbildhafte Auslegung.

So episodentrich das Geschilderte ist, so differenziert und nuanciert auch vom Stilistischen her – dem Autor gelingt ein dichter,

kunstvoll durchkomponiertes Monumentalgemälde voller innerer Dramatik. Zwar sind in der Anlage des umfänglichen Figurenensembles durchaus Zentren markiert (vor allem mit der für Kadare-Leser nicht unbekanntem Gestalt der Silva, die hier – vielleicht etwas übertrachtet – für die stänfugende und ordnende Kraft der Frau steht), doch kommt dem Befinden der peripheren Handlungssträger keineswegs mindere Bedeutung zu. Teils mit Bitterkeit, teils mit Augenzwinkern werden unterschiedlichste Arten und Weisen, im subjektiven Agieren und Reagieren gesellschaftliches Geschehen zu verarbeiten, ins Bild gesetzt. Das schließt auch den selbstgewählten oder erzwungenen Rückzug in die Nische, ja letzten Endes das individuelle Scheitern ein. Willkürige Anpassung zeigt sich da ebenso wie das hitzköpfige Ausbrechen aus vorgeschriebenen Verhaltensmustern, die Suche nach Geborgenheit im übersichtlichen, die Unwägbarkeit der Außenwelt abmildernden Kreis der Familie ebenso wie das Mühen um geistig-künstlerische Durchdringung und Bewältigung der Ereignisse, das Jonglieren mit der Macht ebenso wie die Gefahr, wissenschaftlich oder unwissenschaftlich zu deren Spielball zu werden.

Immer aber sind es lebendige Individuen, keine „Typen“, die so dem Leser nahegebracht werden. Über ihnen schwebt,

fast schon gespenstisch und das Geschick des einzelnen bis ins Grotesk-Makabre oder Tragische wendend, wie ein Schattentheater die „gelbe Gefahr“. Die Chinaisierung ist nur eines ihrer Erscheinungsbilder. Wenn sich in Peking während des Regierungskonzerts „am Ende des Winters“ in Erwartung von Maos Tod die Machtkonstellationen neu fügen, so ist zwar abzusehen, daß das kleine Balkanland aus der Rolle eines Kostgängers der Chinesen herausschlüpfen wird. Nichtsdestotrotz fehlt in Tirana ein Erver Hoxha an seinem politischen Vernächtnis, um Albanians Gestalt fürs neue Jahrtausend fest-zuschreiben: jenseits aller Hoffnungen der Menschen auf die „Öffnung gegenüber der Welt“ ...

Die Worte, mit denen Kadare seinen Roman ausklingen läßt, wiederholen die skurril-visionäre Lebensbetrachtung einer alten Frau: „Die Chinesen? Es waren keine Chinesen hier. Wir haben sie bloß geträumt.“ Doch das Erwachen selbst aus einem Angsttraum ist oft recht ermüthend, und auch der Traum wirkt nach. Für ein simples Aufatmen jedenfalls ist es nicht die Zeit. Kadare, der an diesem rückschauenden Roman zehn Jahre lang arbeitete, hat mit ihm Geschichte nicht einfach abgehakt, sondern sie aufbereitet auch als Prüfstein für das Nachfolgende.

BARBARA BEYER

151
3062
✓ 17.3.